

# PROLOG

Ich las gerade in der *Süddeutschen Zeitung* einen Artikel über Kevin Spacey, als mein Handy klingelte. Die Nummer auf dem Display sagte mir nichts. Ich überlegte, ob ich die Mailbox anspringen lassen sollte, wie ich es immer tat, wenn ich nicht wusste, mit wem ich es zu tun haben würde, nahm dann aber doch, ganz gegen meine Gewohnheit, das Gespräch an.

„Ronneburger“, sagte eine angenehme, warme, dunkle Stimme.

Erinnerungen stiegen in mir hoch. Ich kannte die Frau nicht, aber ich kannte den Namen. Jeder kannte ihn. Johannes Ronneburger war ein berühmter und, wie oft gesagt wurde, *genialer* Schauspieler. Er hatte in Bochum gespielt, in Bremen, in Düsseldorf, und war schließlich nach Engagements in Zürich und Wien (natürlich an der Burg) an den Münchner Kammerspielen gelandet. Ich war ihm in meiner Schulzeit begegnet, *vor hundert Jahren*, wie ich manchmal sagte. Genau genommen waren es etwas mehr als fünfzig. Wie alt wir geworden waren!

„Und Sie sind ...?“

„Vera Ronneburger“, sagte sie, „seine Frau. Er hat mich gebeten, Sie anzurufen.“

„Das ist sehr freundlich von Ihnen“, sagte ich, ohne mir meine Überraschung darüber anmerken zu lassen, dass Johannes eine Frau hatte. „Aber“, fügte ich hinzu, „warum ruft er mich nicht selber an?“

„Oh“, sagte sie, und Bestürzung lag in ihrem Ton, „ich dachte, Sie wüssten es. Es kam schon in den Nachrichten. Johannes ist gestern früh gestorben.“

Kevin Spacey rutschte mir von den Knien, und es war mir peinlich, dass *die Süddeutsche* so raschelte, aber ich konnte einfach nicht sitzen bleiben, ich musste mich bewegen, zum Fenster natürlich, man geht in solchen Augenblicken immer zum Fenster, vielleicht, um den Himmel zu sehen oder wenigstens die Bäume. Ich war über mich selbst erstaunt. Ich hatte den Namen Johannes Ronneburger oft gelesen und immer wieder Fotos von ihm gesehen, im Kulturteil der *FAZ*, in der *Süddeutschen*, der *Neuen Zürcher* oder auch im *Tagesspiegel*, aber es hatte mich kaum noch berührt. Johannes war für mich eine Gestalt aus ferner, versunkener Vergangenheit, auch wenn mir immer bewusst war, dass ich ohne die Begegnung mit ihm nicht der geworden wäre, der ich war. Jahrelang hatte ich ihn dafür verflucht, nicht für alles, aber doch für vieles, was ich von ihm gelernt und übernommen hatte. Man lernt ja nicht nur gute und richtige Dinge, sondern auch falsche und vollkommen verquere.

„Sind Sie noch da?“, fragte Vera Ronneburger, deren Stimme mich, wie mir jetzt einfiel, an die Stimme von Johannes' Tante erinnerte.

„Ja“, sagte ich. Entschuldigen Sie. „Ich bin nur etwas verwirrt. Hatte er einen Unfall?“

„Nein“, sagte sie. „Es war Krebs. Bauchspeicheldrüse. Sie haben es erst vor vier Wochen festgestellt, da war schon alles zu spät. Die Stunde der Palliativmedizin. Gottseidank hatte er kaum Schmerzen. Ich war bei ihm, als er starb. Er war schon nicht mehr bei Bewusstsein oder – wer weiß das schon so genau?“

Es entstand eine Pause, und ich dachte, sie wollte vielleicht noch etwas sagen, aber sie fragte nach einer Weile nur noch einmal: „Sind Sie noch da?“

„Verzeihen Sie“, sagte ich, „es berührt mich doch sehr. Mehr als ... Er hat Sie also gebeten, mich anzurufen?“

„Ja“, sagte sie, „es war sein Wunsch, dass Sie zu seiner Beerdigung kommen.“

„Wirklich?“

„Oh ja. Er hat gerade in letzter Zeit wieder sehr viel von Ihnen gesprochen. Vielleicht überlegen Sie es sich?“

„Das werde ich“, sagte ich. „Ich werde es mir überlegen.“ Aber noch während ich das sagte, wusste ich, dass es da nichts zu überlegen gab.

„Wenn Sie erlauben“, sagte ich, „warum hat er mich nicht selbst gebeten zu kommen? Ich meine, als er noch lebte?“

„Dazu kann ich Ihnen nichts sagen.“

Es klang ein wenig geheimnistuerisch, und ich war versucht zu fragen: Können Sie nicht oder wollen Sie nicht? Aber dann fragte ich doch nur, wann und wo die Beerdigung stattfände, und ob sie mir einen Platz in der Kirche reservieren könne, es werde doch sicherlich sehr voll werden.

„Nein“, sagte sie, „die Beerdigung findet in kleinem Kreise statt, die große Abschiedsfeier wird erst später von den Kammerspielen veranstaltet. Aber ich werde Ihnen in jedem Falle einen Platz freihalten. Danke, dass Sie kommen wollen.“

Drei Tage später saß ich im Zug nach München. Ich hatte ein Manuskript dabei, das ich vor rund dreißig Jahren geschrieben hatte, in einer Zeit, in der ich noch nicht wusste, ob ich über die Begegnung mit Johannes froh

sein oder sie verfluchen sollte. Ich wusste es immer noch nicht, nur hatte ich aufgehört, darüber nachzudenken.

Als der Zug den Hauptbahnhof verlassen hatte, holte ich das Manuskript aus meiner Reisetasche und begann, darin zu lesen.